

PATRICK
MODIANO Ein
Stammbaum



NOBELPREIS FÜR
HANSER LITERATUR 2014

und wir gingen – ich weiß nicht mehr warum – den Boulevard Rochechouart entlang. Da waren wir, vor der Sonne Schutz suchend, ins Dunkel eines kleinen Kinosaals getreten: das Delta. Ein Dokumentarfilm, *Der Nürnberger Prozeß*, im Kino George V. Ich entdeckte mit dreizehn Jahren die Bilder der Vernichtungslager. Etwas hat sich an diesem Tag für mich verändert. Und mein Vater, was dachte er? Wir haben darüber nie miteinander gesprochen, nicht einmal beim Verlassen des Kinos.

In Sommernächten gingen wir ein Eis essen, ins Ruc oder ins Régence. Zu Abend aßen wir im Alsacienne, auf den Champs-Élysées, oder im chinesischen Restaurant in der Rue du Colisée. Abends legten wir auf den Pick-up aus granatfarbenem Leder Muster von Plastik-Schallplatten, die er in den Handel bringen wollte. Und ich erinnere mich an ein Buch auf seinem Nachttisch: *Wie man Freunde gewinnt*, was mich heute seine Einsamkeit begreifen läßt. An einem Ferienmontagsmorgen hörte ich Schritte auf der Innentreppe, die in den fünften Stock führte, wo mein Zimmer war. Dann Stimmen im angrenzenden großen Badezimmer. Gerichtsvollzieher nahmen alle Anzüge, Hemden und Schuhe meines Vaters mit. Welche List hatte er angewandt, um zu verhindern, daß sie die Möbel pfändeten?

Große Ferien 1958 und 1959 in Megève, wo ich mit einem jungen Mädchen allein war, einer Studentin der Kunsthochschule, die wie eine große Schwester auf mich achtgab. Das Hôtel de la Résidence war geschlossen und wirkte verlassen. Im Halbdunkel durchschritten wir das Foyer, um ins Schwimmbad zu gehen. Ab fünf Uhr abends spielte am Rand dieses Schwimmbads ein italienisches Orchester. Ein Arzt und seine Frau hatten uns in ihrem Haus zwei Zimmer vermietet. Komisches Paar. Die Frau – eine Brünette – war anscheinend verrückt. Sie hatten ein Mädchen in meinem Alter adoptiert, sanftmütig wie alle ungeliebten Kinder, mit dem ich ganze Nachmittage in den leeren Klassenzimmern der benachbarten Schule verbrachte. Unter der sommerlichen Sonne ein Geruch von Gras und Teer.

Osterferien 1959 mit einem Schulkameraden, der mich, damit ich nicht im Internat eingesperrt bleibe, nach Monte Carlo mitnimmt, zu seiner Großmutter, der Marquise de Polignac. Sie ist Amerikanerin. Später werde ich erfahren, daß sie die Cousine von Harry Crosby war, dem Verleger von Lawrence und Joyce in Paris, der sich mit dreißig Jahren das Leben nahm. Sie fährt einen schwarzen 15 CV mit Frontantrieb. Ihr Mann befaßte sich mit Champagner, und vor dem Krieg verkehrten sie mit Joachim von Ribbentrop, als dieser selbst noch Champagnervertreter war. Aber der Vater meines Schulkameraden ist ehemaliger Widerstandskämpfer und Trotzkiist. Er hat ein Buch über den jugoslawischen Kommunismus geschrieben, zu dem Sartre ein Vorwort verfaßte. Das alles würde ich später erfahren. In Monte Carlo verbringe ich ganze Nachmittage bei dieser Marquise und blättere in Photoalben, die sie seit den zwanziger Jahren zusammengestellt hat und die das schöne, sorglose Leben zeigen, das sie und ihr Mann geführt haben. Sie will mir das Autofahren beibringen und überläßt mir auf einer Serpentinstraße das Steuer ihres 15 CV. Ich kriege eine Kurve nicht, und um ein Haar wären wir in die Tiefe gestürzt. Sie fährt mit uns, ihrem

Enkel und mir, nach Nizza, um Luis Mariano im Zirkus Pinder zu sehen.

Aufenthalte in England, in Bornemouth 1959 und 1960. Verlaine hat hier in der Gegend gewohnt: verstreute rote Landhäuser im grünen Laub und die weißen Villen der Seebäder ... Ich habe nicht vor, nach Frankreich zurückzukehren. Ich höre nichts mehr von meiner Mutter. Und ich glaube, es ist meinem Vater ganz recht, wenn ich länger als vorgesehen in England bleibe. Die Familie, bei der ich wohne, kann mich nicht mehr behalten. Also gehe ich mit den dreitausend alten Franc, die ich besitze, an die Rezeption eines Hotels, und sie lassen mich gratis in einem unbenutzten Salon im Erdgeschoß schlafen. Dann schließt der Direktor der Schule, wo ich jeden Vormittag Englischunterricht habe, eine Art Rumpelkammer im Treppenhaus auf, um mich zu beherbergen. Ich flüchte nach London. Ich komme abends in Waterloo Station an. Ich überquere Waterloo Bridge. Es ängstigt mich entsetzlich, allein in dieser Stadt zu sein, die mir größer vorkommt als Paris. Vom Trafalgar Square rufe ich aus einer roten Kabine mit einem R-Gespräch meinen Vater an. Ich gebe mir Mühe, meine Panik vor ihm zu verbergen. Es scheint ihn nicht besonders zu überraschen, daß ich ganz allein in London bin. Mit gleichgültiger Stimme wünscht er mir alles Gute. In einem kleinen Hotel in Bloomsbury ist man bereit, mir ein Zimmer zu geben, obwohl ich minderjährig bin. Aber nur für eine Nacht. Und am nächsten Tag versuche ich mein Glück in einem anderen Hotel, an Marble Arch. Auch hier verschließen sie die Augen vor meinen fünfzehn Jahren und überlassen mir ein winziges Zimmer. Das war noch das England der Teddy-Boys und das London, in dem Christine Keeler eben erst, mit siebzehn, aus ihrer Vorstadt aufgekreuzt war. Später habe ich erfahren, daß sie in jenem Sommer als Kellnerin in einem kleinen griechischen Restaurant in der Baker Street arbeitete, ganz in der Nähe des türkischen Restaurants, wo ich abends immer aß, bevor ich bange die Oxford Street hinunterspazierte. »Et Thomas de Quincey, buvant/l'opium poison doux et chaste/À sa pauvre Anne allait rêvant ...«

Eine Nacht im September 1959, mit meiner Mutter und einem ihrer Freunde, in einem arabischen Restaurant in der Rue des Écoles, dem Koutoubia. Es ist spät. Das Restaurant ist leer. Noch ist Sommer. Es ist warm. Die Tür zur Straße hin steht weit offen. Diese merkwürdigen Jahre meiner Jugend, Algier war die Verlängerung von Paris, und Paris empfing die Wellen und Echos aus Algier, als ob der Schirokko über die Bäume der Tuilerien hinwegblies und ein wenig Sand aus der Wüste und von den Stränden mitbrächte ... In Algier und in Paris die gleichen Vespas, die gleichen Filmplakate, die gleichen Lieder in den Jukeboxes der Cafés, die gleichen Dauphines auf den Straßen. Der gleiche Sommer in Algier wie auf den Champs-Élysées. Waren wir an jenem Abend im Koutoubia in Paris oder in Algier? Eine Weile später haben sie das Koutoubia in die Luft gesprengt. Eines Abends war in Saint-Germain-des-Prés – oder in Algier? – gerade das Geschäft des Hemdenherstellers Jack Romoli in die Luft gesprengt worden.

In jenem Herbst 1959 spielt meine Mutter in einem Stück am Théâtre Fontaine. An den Samstagabenden, an denen ich Ausgang habe, mache ich meine Hausaufgaben manchmal

im Büro des Theaterdirektors. Und ich streife durch die Umgebung. Ich entdecke das Pigalle-Viertel, weniger dörflich als Saint-Germain-des-Prés und ein bißchen undurchsichtiger als die Champs-Élysées. Hier, in der Rue Fontaine, auf der Place Blanche, in der Rue Frochot komme ich zum ersten Mal in Berührung mit den Geheimnissen von Paris und beginne, ohne daß es mir richtig bewußt wird, mein Leben zu träumen.

In der Wohnung am Quai de Conti logieren zwei Neuankömmlinge: Robert Fly, ein Jugendfreund meines Vaters, der für ihn den Chauffeur macht und ihn mit einem DS 19 überallhin fährt, und Robert Car, ein Modeschöpfer, mit dem sich meine Mutter bei den Dreharbeiten zu dem Film *Der Teufelskreis*, von Max Pécas, angefreundet hat, in dem sie die Rolle einer reichen und beunruhigenden Ausländerin, der Geliebten eines jungen Malers, spielte.

Im Januar 1960 reiße ich aus dem Collège aus, weil ich in eine gewisse Kiki Daragane verliebt bin, die ich bei meiner Mutter getroffen habe. Nachdem ich bis zu den Schuppen des Flugplatzes von Villacoublay gelaufen und mit Bus und Metro nach Saint-Germain-des-Prés gelangt bin, stoße ich im Café-Tabakladen Malafosse, an der Ecke der Rue Bonaparte zum Quai, zufällig auf Kiki Daragane. Sie sitzt dort mit Freunden, Studenten der Kunsthochschule. Sie raten mir, nach Hause zu gehen. Ich läute an der Tür, aber niemand antwortet. Mein Vater ist wahrscheinlich mit Robert Fly unterwegs, in dem DS 19. Meine Mutter ist, wie gewöhnlich, nicht da. Irgendwo muß ich schlafen. Ich fahre mit Metro und Bus zurück ins Internat, nachdem ich Kiki und ihre Freunde um ein bißchen Geld gebeten habe. Der Direktor ist bereit, mich bis Juni zu behalten. Aber Ende des Jahres werde ich von der Schule verwiesen.

An den wenigen Tagen, an denen ich Ausgang habe, nehmen mein Vater und Robert Fly mich zuweilen auf ihren Reisen mit. Sie fahren kreuz und quer durch die Landschaften der Ile-de-France. Sie haben Verabredungen mit Notaren und besichtigen Landgüter aller Art. Sie machen in Waldgasthöfen halt. Es scheint, daß mein Vater »ins Grüne« ziehen will. In Paris lange Tuscheleien zwischen Robert Fly und meinem Vater im hintersten Winkel eines Büros, wo ich zu ihnen stoße, Boulevard Haussmann Nr. 73. Robert Fly trug einen blonden Schnurrbart. Ich weiß nicht, was er sonst so trieb, außer daß er einen DS 19 steuerte. Von Zeit zu Zeit, so erklärte er mir, mache er eine »Spriztour« nach Pigalle, und gegen sieben Uhr morgens kehre er an den Quai de Conti zurück. Robert Car hat ein Zimmer der Wohnung in ein Schneideratelier verwandelt. Mein Vater hat ihm einen Spitznamen gegeben: Truffaldino, eine Figur aus der Commedia dell'arte. Robert Car war es, der in den vierziger Jahren für die ersten Transvestiten nähte: die Zambella, Lucky Sarcel, Zizi Moustic.

Ich begleite meinen Vater in die Rue Christophe-Colomb, wo er einen neuen »Komparsen« aufsucht, einen gewissen Morawski, in einem kleinen Palais dieser Straße, in der Nr. 12 oder 14. Ich warte auf ihn, unter dem Laubdach der Kastanien hin und her schlendernd. Es ist Frühlingsbeginn. Meine Mutter spielt in einem Stück am Théâtre des

Arts, dessen Direktorin eine Madame Alexandra Roubé-Jansky ist. Das Stück heißt *Die Frauen wollen es wissen*. Geschrieben haben es ein Lyoneser Seidenhändler und seine Freundin, und sie finanzieren es auch vollständig, mieten das Theater und bezahlen die Schauspieler. Jeden Abend ist der Zuschauerraum leer. Die einzigen Besucher sind ein paar Freunde des Lyoneser Seidenhändlers. Der Regisseur hat dem Seidenhändler den weisen Rat gegeben, keine Kritiker kommen zu lassen, unter dem Vorwand, sie seien »boshaft« ...

Am letzten Sonntag vor den großen Ferien bringen Robert Fly und mein Vater mich abends mit dem DS 19 in die École du Montcel und warten, bis ich meinen Koffer fertiggepackt habe. Nachdem er im Kofferraum des DS verstaut ist, verlasse ich über die Westautobahn endgültig Jouy-en-Josas.

Offenbar will man mich aus Paris forthaben. Im September 1960 werde ich im Collège Saint-Joseph in Thônes angemeldet, in den Bergen der Haute-Savoie. Ein Monsieur Jacques Gérin und seine Frau Stella, die Schwester meines Vaters, sind meine Kontaktpersonen. Sie mieten am Ufer des Sees von Annecy, in Veyrier, ein weißes Haus mit grünen Fensterläden. Doch abgesehen von den wenigen Sonntagen, an denen ich Ausgang habe und das Collège für ein paar Stunden verlassen darf, können sie nicht viel für mich tun.

»Jacky« Gérin dilettiert »im Textilgewerbe«, er stammt aus Lyon, ein Bohemien, der klassische Musik, Skifahren und schöne Autos liebt. Stella Gérin hingegen korrespondiert mit dem Anwalt Pierre Jaccoud in Genf, der gerade unter Mordanklage im Gefängnis sitzt. Als Jaccoud freigelassen wird, besucht sie ihn in Genf. Ich treffe ihn mit ihr zusammen in der Bar des Mövenpick, um 1963 herum. Er redet mit mir über Literatur und besonders über Mallarmé.

Jacky Gérin spielt in Paris den Strohmann für Onkel Ralph, den jüngeren Bruder meines Vaters: die »Établissements Gérin« in der Rue d'Hauteville Nr. 74 werden in Wirklichkeit von Onkel Ralph geleitet. Ich habe nie herausgefunden, womit diese Établissements Gérin sich eigentlich befaßten, eine Art Lagerhalle, in deren hinterstem Winkel Onkel Ralph sein Büro hatte und »Material« verkaufte. Ein paar Jahre später fragte ich ihn, warum diese Firma »Gérin« hieß und nicht »Modiano« wie er selbst. Er antwortete mir mit seinem Pariser Akzent: »Weißt du, mein Lieber, italienisch klingende Namen waren schlecht angeschrieben nach dem Krieg ...«

Während der letzten Feriennachmittage lese ich am kleinen Strand von Veyrier-du-Lac *Den Teufel im Leib* und *Der Sabbat*. Ein paar Tage vor Schulanfang schickt mein Vater mir einen scharfen Brief, der geeignet ist, den inneren Halt eines Jungen zu erschüttern, welcher bald wieder im Internat eingesperrt sein wird. Will er sein Gewissen beschwichtigen, indem er sich einredet, er habe recht, einen Straffälligen seinem Schicksal zu überlassen? »ALBERT RODOLPHE MODIANO, 15 QUAI DE CONTI, Paris, 6. Arrondissement, 8. September 1960. Ich schicke Dir den Brief zurück, den Du mir aus Saint-Lô geschrieben hast. Ich muß Dir sagen, daß ich beim Empfang dieses Briefes keine Sekunde geglaubt habe, Dein Wunsch, nach Paris zurückzukehren, sei dadurch begründet, daß Du Dich auf eine eventuelle Prüfung in Deiner zukünftigen Schule vorbereiten willst. Und deshalb habe ich beschlossen, daß Du gleich am nächsten Morgen mit dem 9-Uhr-Zug nach Annecy fahren sollst. Ich warte Dein Betragen in dieser neuen Schule ab und kann nur für Dich hoffen, daß Dein Verhalten vorbildlich ist. Ich hatte die Absicht, nach Genf zu fahren und Dich zu besuchen. Diese Reise erscheint mir vorläufig zwecklos. ALBERT MODIANO.«

Meine Mutter kommt auf einen Sprung in Annecy vorbei, bloß um mir zwei Sachen für